

Von Gustav Schall.

Wer kennt nicht die schöne Sage von der stolzen, meerverfunkenen Stadt Vineta? Von ihr heißt es im Liede:

„Aus des Meeres tiefem Grunde, Klüften Abengrunden dampf und mahl, Uns zu geben wunderbare Kunde Von der schönen alten Wunderstadt.“

Nun giebt es im hintersten Winkel Hinterpommerns — also hübsch weit den Augen der neugierigen Welt entzückt — heute noch ein Städtlein, das man mit gutem Recht das zweite Vineta nennen könnte, denn es hat in seiner Bergangenheit dasselbe Schicksal erlebt, wie seine vielbesungene Schwester mit dem schönen poetischen Namen, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht völlig daran zu Grunde gegangen. Dieses Städtlein heißt Leba, was auf deutsch „Wald“ bedeuten soll.

Seine Gründung liegt wohl reichlich sieben Jahrhunderte zurück. Dänische Wikingen, so berichtet die sagenhafte Geschichte, wandten sich nach der Zerstörung der starken Jomsburg im ersten Jahrhundert nach der Ostküste Pommerns und gründeten an der Mündung des stark strömenden Lebasflusses den Ort, welchen sie Lebedünde nannten. Einige Stunden westwärts, am Fuße des Redefohls, wurde von ihnen noch ein zweiter Ort gegründet, deren bezeichnenden Namen Raub — von „rauben“ — erhielt; denn Raub und räufischste Ausübung des sogenannten „Strandrechts“, d. i. des Rechts, fremde Schiffe, welche an diesen unwirtlichen Strand verschlagen wurden, auszurauben, erachteten diese nordischen Wikinger als ihren eigentlichen Lebensberuf. Lebedünde und Raub sollten denn auch bald der Schrecken der Seefahrer in diesem Theile der Ostsee werden. Zwischen der Stadt und dem Meere stand damals ein herrlicher Eichen- und Buchenwald, der den Wikingern Holz und Wild und Felle lieferte. Im Jahre 1209 wurde der prächtige Wald durch Sturmfluthen vernichtet; noch heute sieht man am Strande und auf dem Grunde der See, eine halbe Stunde westwärts vom Städtlein Leba, die Stüben und Wurzeln seiner mächtigen Eichen und Buchen, und schon manchem Fahrzeug, das in sie hineingeriet, sind die zum Verderben geworden. Das war für die Kolonisten ein harter Schlag, denn mit ihrer armen Vorrathskammer, dem Walde, waren auch ihre Schiffe der Sturmfluth zum Opfer gefallen, und nun mangelte es ihnen an Holz, um neue bauen zu können. Wohl oder übel sahen sie sich genöthigt, ihre Kräfte mehr als zuvor der Ackerbau zu widmen, und sie sahen nicht ungerne, daß unter der Herrschaft des großen Hochmeisters Winrich von Kniprode, der dem Städtlein Lebedünde im Jahre 1257 das „Lebische Recht“ verlieh, deutsche Kolonisten hinzugezogen kamen, die dann auch alsbald in der wilden Landschaft eine höchst segensreiche Thätigkeit aufwachten, indem sie die Sümpfe entwässerten und die öden Heide- und Moorgründe in ergiebige Acker und saftige Wiesen umwandelten. Dort ihrem rastlosen Fleiße wuchs mit jedem Jahre ihr Wohlstand und mit diesem als natürliche Folge ihr Uebergewicht in Gemeinwesen. Bald waren sie die eigentlichen Herren der Stadt, die nun ein ganz anderes Aussehen gewonnen hatte; das alte Lebedünde der Wikingen war zum Vorort herabgesunken und wurde nach seiner lang gestreckten Lage am Fluße „der lange Ort“ geheißen.

In der nunmehr deutschen Stadt am Lebasflusse blühten Handel und Wandel mächtig auf. Ihre Schiffe fuhren über die Meere und brachten die Erzeugnisse weit entfernter Länder an den heimischen Strand. Die Stadt wurde wohlhabend, sie wurde reich und üppig. Und wie es überall zu geschehen pflegt, so auch hier: mit dem wachsenden Reichtum ging der Verfall der guten, frommen Sitten Hand in Hand; die Gemüther verwilderten, und die Orgele — drei Bürgermeister und ein vermehrter Rath — war nicht im Stande, dem gottentsetzlichen Treiben der durch den Glanz ihrer Stadt geblendeten Bürgerschaft Einhalt zu thun. Schulen, Kirchen und Hospitäler wurden erbaut, allein der Segen, den man von ihnen erhoffte, blieb aus; das sittliche Verderben ging seinen Gang weiter. Genüßsucher und Wahnprediger traten auf und verkündigten der üppigen Stadt ein Ende mit Schreden, aber die verblendeten Bürger spotteten ihrer und schlugen ihre Mahnungen achtlos in den Wind.

Zwei Jahrhunderte hatte die Stadt geblüht und gedehnt, da kam das Gericht über sie. Es war im Späthommer des Jahres 1570, als um die Mitte eines sonnlichen Tages der heulende Wetterwolk am Himmel über dem Meere emporschnob. Sie sahen drohend genug aus, aber man achtete ihrer wenig, und in den Straßen der Stadt herrschte wie gewöhnlich lautes, fröhliches Getümmel. Plötzlich aber wurde es finstere Nacht; unheimliche Stille trat ein, und dann brach ein furchtbarer Sturm los, der mit seinen ersten Stößen die Hüften und Häuser an der Windseite über den Haufen warf. Mit Entzügen flüchteten die Bewohner in's Freie, um der drohenden Gefahr, unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu werden, zu entrinnen.

Jetzt aber erhob der Donner am Himmel seine Stimme, Bliz auf Bliz zuckte hernieder, und Schlag folgte auf Schlag; das Meer begann zu brüllen, so furchtbar wie man's nie gehört, und die Glocken, vom Sturm geschwungen, mischten ihr schauerliches Geläute mit dem Getöse der empörten Elemente.

Der Sturm brach über seine Ufer und überflutete die Straßen; aus den Häusern schlugen die Flammen, vom Bliz entzündet, heraus; unbeschreibliche Angst und Verwirrung bemächtigte sich der Einwohner; man suchte sich auf Booten zu retten, und in der That gelang es einigen Beherzten, über den tosenden Strom zu sehen und dem schwarzen Verhängniß glücklich zu entkommen. Die Masse des Volkes eilte nach der hochgelegenen Nikolai-Kirche; bald war sie dicht gefüllt; auch das Dach und die Thürme waren bald mit Menschen besetzt. Höher und höher aber stiegen die Wogen; der Sturm ward nun um Dran; er peitschte die heulende See in die Stadt und den Hügel hinauf in das Innere der Kirche; er ritz das Dach herunter, zerbrach die Thürme und schleuderte Alles in die hochaufschäumenden, schäumenden Fluthen; die Glocken trug er durch die Luft und versenkte sie in den Strom, wo sie heute noch im tiefen Grunde ruhen und um die Mitternacht ihr dumpfes Geläute ertönen lassen, „uns zu geben wunderbare Kunde von der schönen alten Wunderstadt“.

Als die Nacht der Schreden endlich ein Ende nahm, bot sich den Augen des kleinen Häufleins der Geretteten ein trostloses Bild der Zerstörung. Die Stadt war vom Erdboden verschwunden; nur das feste Mauerwerk der Nikolai-Kirche war stehen geblieben und ragte gepenstlich aus den Fluthen empor. Ein Theil steht noch heute in den Trümmern auf dem großen Friedhofe und gemahnt den Wanderer an alten Glanz, an alte Schuld und an das furchtbare Straf-Gericht des Himmels.

Die Ueberlebenden gründeten an einer anderen Stelle, mehr landeinwärts, den Ort hin, eine neue Stadt, das heutige Leba. Arm und klein war der Anfang, und arm und klein ist das Städtlein geblieben bis auf den heutigen Tag. Es scheint fast, als sollten an ihm die Sünden der Väter heimgesucht werden, denn trotz aller Mühe und Arbeit der Bürgerschaft, wieder emporzukommen, und trotz der landesöckerlichen Fürsorge der preussischen Könige, insbesondere des „alten Freig“ und der gegenwärtigen Regierung, dem Orte durch die Anlage eines Hafens einen Aufschwung zu geben, bleibt es, was es war: ein armeloses Strandstädtlein, das den Namen „Stadt“, auf den es doch so stolz ist, kaum verdient.

Aber merkwürdig ist dieses Ostseestädtchen doch, merkwürdig nicht bloß wegen seiner Schicksale, die der Bergangenheit angehören, sondern merkwürdig auch im Hinblick auf seine Zukunft. Denn die Zukunft unferes Strandstädtchens ist vorauszu sehen. Es kommt die Zeit, da es von demselben Schicksal ereilt werden wird, das seine schöne, üppige Mutter vernichtet hat. Da helfen auf die Dauer keine Dünenpflanzungen, keine Stein-Bollwerke. In dem Maße, wie die See von der schwebischen Küste zurückweicht, hebt und wühlt sie sich in die pommerische Küste hinein; langsam zwar, fast unmerklich, doch unentwegt, soll um ein Jahr nach dem anderen, und unenterrinbar, wehrlos, ohnmächtig liegt die Küsten-Ebene mit dem alten Städtlein ihr zu Füßen. — Einft wird kommen der Tag!

Und nach andere Merkwürdigkeiten hat die Umgegend des Städtleins aufzuweisen. Da steht eine Meile gen Osten hinter den Dünen der „todte Wald“. Gleich Stelleten stehen die längst abgetriebenen Fichten da; der Seewind bläß durch ihre verdorrten Kronen, aber er zerbricht sie nicht, er bringt ihnen nur den kühlen Hauch des Meeres, und raunt ihnen alle Wärdchen und Geschichten zu; schlägt aber die Faust des Menschen kräftig gegen einen Stamm, so fähet ein Schauer durch das dürre Gerippe, und knisternd bricht der Baum zusammen.

Und merkwürdig ist auch die Vongst-Tüne, die hinter dem blauen Spiegel des Leba-Sees in ihrem weißen Mantel so majestätisch emporragt. Sie ist die Königin der Ostseedünen, schön und schrecklich, wie ihre Mutter, die See. Aus den Falten ihres Mantels bilden schwarze Baumstümpe unheimlich grinsend hervor; das sind die Reste der Opfer, welche ihre Ummarmung abtödtet. Meistert in der echt weiblichen Verfehlungskunst, ist sie sachte herangeblüht und hat zuerst die Fische der stolzen Räume schmeicheln umspült und langsam mit Sand bedekt. Allmählich stieg sie höher und höher hinauf, umgarnte liebend die Stämme, umring endlich mit ihren weißen Armen die Kronen und presste sie zusammen, daß sie in Stüde brachen und die armen Bäume jämmerlich verbarben und starben. Die Stämme sind hohl, und wehe dem Wanderer, der in ihren Schlund hineingeräth! — Sehr merkwürdig ist auch schon die äußere Gestaltung der Dünen in der Nähe des Städtleins. Hier bilden sie eine 30 bis 50 Fuß hohe Fläche mit einzelnen Anhöhen, dort steigen sie in großer Zahl unmittelbar vom festen Strandboden zu beträchtlicher Höhe empor und tragen fast alle auf dem weichen Haupte einen grünen Kranz von Halbröhren, Beerengestrüpp, Moospflanzen oder Strandhalber; auf einigen hat sich auch eine Zwerg-Fichte angehebelt, die da so einjam auf ihrer lahlen Höhe thronet und melancholisch auf das Meer hinausschauet, daß man bei ihrem Anblick unwillkürlich an das Seine'sche Gedicht denken muß:

Ein Fichtenstamm steht einsam Im Norden auf fahler Höhe.  
Tiefstüher, Schluchten, Kessel mit Wasserpiegeln, Halbschäden oder Fichtenwäldchen befinden sich zwischen den Randtegelten, und drinnen wohnt der

Genius der Einsamkeit, dessen Ohr nur dem heiseren Schrei der Wölwe und dem gedämpften Brausen des Meeres vernimmt.

Eine Stunde ostwärts vom Städtlein nimmt die Düne das Gepräge einer afrikanischen Hüdenlandschaft an; sie birbt eine weitläufige, sandige Hochfläche mit niedrigen Hügel, auf denen eine kümmerliche Vegetation ihr Dasein fristet; es fehlen nur die Karawanenzüge, die Kamelle mit ihren weißbeturbanten braunen Führern, um die Illusion vollkommen zu machen. Besteigt man aber einen der Hügel, so erblickt man das blaue Meer in seiner ewigen Schönheit und Majestät, und aus jauchzendem Herzen ruft man mit dem Dichter:

„Thalalta! Thalalta!  
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!“

Dort, wo in den Dünen der Mauerrest der alten Nikolai-Kirche steht, findet man eine von der übrigen völlig abweichende Vegetation. Da wachsen wilde Rosen und allerlei Kräuter und Blumen, die man auf verwilderten Kirchhöfen findet. Hier schlafen die wilden Wikingen und die stolzen Bürger der untergegangenen alten Stadt nun schon Jahrhunderte lang. Nichts ist von ihrem Reichtum, ihrer Herrlichkeit, ihrem Wirken und Streben auf Erden übrig geblieben, als der verwitterte Mauerrest der Kirche; kein Bild zeigt uns ihre Gestalten, keine Chronik meldet ihre Namen; es ist, als wären sie nie gewesen. O, dieser Friedhof in den Dünen an dem weltentrückten pommerischen Strande redet in seinem Schweigen eine erschütternde Sprache von der Bergangenheit und Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit. Wer dieser Preis die einmal in Anbacht gelauscht hat, dem wird hinfort kein irdischer Glanz die Augen blenden, und er wird, zurückgetehrt in das Städtlein Leba, das Loos der armen Fischer nicht belagert finden; ja, vielleicht wird er es gar glücklich preisen.

Diese Fischer sind fast ohne Ausnahme kraftvolle Männer, rauch in ihrem Wesen, schlät und herb in Sitten und Gebräuchen, unerbörlich, fündlich fromm, kernfest, heldenmüthig und von unermüdlicher Arbeitskraft und Ausdauer, denn der Dorn des Meeres erhält gesund. Tag und Nacht tummeln sie sich auf den Wogen, sie scheuen nicht die Wind noch Wetter; der Sturm hat ihnen die Wiegensieder gesungen, drum vernahmen sie mit Lust seine Stimme, lassen sich gern von ihm auf den schäumenden Hügel schaukeln, und wenn er einmal furchterlich wird, so ringen sie mit ihm und bezwingen ihn; denn sie haben gewaltige Fäuste und mächtige, urgefundene Lungen; ihre Stimme rollt wie der Donner beherzchend über die tosenden Fluthen.

Und wie viel menschlicher und gesteelter sind diese armen rauben Männer, als ihre reichen Verfahrern in der alten, stolzen Stadt! Heute braucht keinem fremden Schiffer, dessen Fahrzeug an diesen Strand verschlagen wird, um Gut und Leben zu hangen. Das Städtlein ist eine der vielen Stationen der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“, und manches theure Menschenleben haben die heldenmüthigen Fischer mit eigener Lebensgefahr den wilden Fluthen entzogen. Das ist der Segen christlicher Bildung; West- und Ostsee sind nicht mehr der Barbaren der Wikingen, sondern der Helden der Deutschen vorbehalten.

Und doch — sollte man's glauben? — in den Köpfen dieser erfahrungreichen Streiter im Rettungsdienste spukt noch heute sinnverwirrende die barbarische Idee des sogenannten Strandrechts. Der Rus-Schepp an Strand! (Schiff am Strande) elektrisch, wie zu den Zeiten der Wikingen, heute noch Aller Herzen, und sobald er erschallt, springt Alt und Jung empor mit der Vorstellung, daß die Gelegenheit da ist, Beute zu erringen. So groß ist die Macht der ertörten Vorstellungen. Sie wollen diesen Rest alter barbarischer Wildheit in ihrer Natur zwar gern von der Welt verzeihen diese rauben, biederem, modernen Wikingen, aber Jedermann kennt den raublustigen Dämon in ihrem Herzen, und Frau Sage kennt ihn auch, und sie geht im Lande umher und erzählt die lustige Geschichte von den sieben Lebaern im Himmel, welche also lautet:

Der alte Fischer Lampe in Leba war gestorben, und er kam an die Himmelsthüre, klopfte kräftig an und verlangte Einlaß. Als aber Petrus hörte, daß er aus Leba komme, streckte er ihm abwehrend beide Hände entgegen und schrie mit Entzügen: „Weiche von hinten, Unglücksfeller! Ich habe wahrlich genug an den sieben Lebaern, die schon im Himmel sitzen. Höre nur, wie sie brüllen und lachen! O, wer befreit uns von diesen wilden Gefellen?“

Da erklärte der alte Lampe, das wolle er gern thun, wenn Sanct Peter ihn dafür herleinlaße.

„Mit Freuden!“ rief der Himmelsförtner. „Einen Ehrenplatz wollt' ich Dir geben lassen, aber wie wollst Du die sieben Unholde an die Luft setzen? Sie sind der Schreden aller Himmelsbewohner, allein es waqt Niemand, wider sie aufzutreten, all die Täuende nicht, und Du allein wollst Dich dessen erkühnen?“

„Ja,“ versetzte der alte Lampe entschlossen, „mach nur ein wenig die Thüre auf, und Du wirst sogleich sehen, wie ich sie lode.“

Da öffnete Petrus ein wenig die Himmelsthüre, und Lampe steckte seinen Kopf hindurch und rief mit lauter Stimme: „Schepp an Strand! Schepp an Strand!“

„Hei! Wie traf der heimathliche Marmruf die sieben Lebaer! Mit Donnergepolter kamen sie dahergestürzt,

und rannten blindlings zur Thüre hinaus. Der alte Lampe aber spazierte hinein, Sanct Peter schlüß hinter ihm die Thüre und legte die stärksten Riegel lobor.

Ein Herbst-Spaziergang in Palagonien.

Es ist ein richtiger Herbsttag. Am frühen Morgen fiel ein mit Schnee gemischter Regen. Er fiel leise, unmerklich, mehr starkem Thau ähnlich als wirklichem Regen. Das gerade ist unangenehm. Ist der Regen kräftig, so ist's leicht, das Weiterreiten aufzugeben. Man hat einen Grund, seine Fäulheit vor sich selbst und vor dem Hausherrn zu entschuldigen. Anders heute. Ich ging vor die Thüre, das vermuthliche Wetter des Tages zu ergründen. Es war nicht leicht. Zwar nach der Corbillera zu sah der Himmel fahrig aus und überall breitete sich grauer Dunst. Aber ich hätte trotzdem reiten könne ohne große Gefahr, zu nah zu werden. Vor schließlich seate die Bequemlichkeit. Außer dem erlaubt es mir mein Beruf, die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Also blieb ich.

Die Estancia, wie der Chilene eine Schaaf-Harem nennt, bietet einen trefflichen Anblick. Das Wohnhaus ist zwar ganz nett angestrichen, aber die blaugrüne Farbe vermag heute nicht zu verschönern. Ueberall, wo das Gras Raum bietet, hat der Regen die Erde aufgeweicht und einen gebiegenen Schmutz erzeugt, der mit Reichtum beliebige Eindrücke aufnimmt und zäh an jeder Art von Fußbekleidung haftet. Die drei anderen kleinen Holzhäuser machen heute einen besonders ältlichen Eindruck; die Carroles, Eingännungen für das Vieh, mit ihren durch Querbalen verbundenen Pfählen sehen noch verwohnter aus als sonst. Die Hühner schreiten langsam und nachdenklich. Sie schauen bald mit dem linken, bald mit dem rechten Auge den Himmel, drehen sorgenvoll den Kopf und schlagen beim Gehen kräftig mit den Krallen in den Schmutz. Zwei Schäferhunde von der schottischen Rasse liegen betäubt auf dem nassen Rasen und tragen ohne sichtbaren Grund von Zeit zu Zeit mit einem Hinterfuß sich hinter dem Ohr. Das einzige Vieh, das behaglich aussieht, ist ein dickes Schwein. Es hat sich in den aufgeweichten Morast gesetzt, wo er am tiefsten ist, und kaut schmatzend an einem alten Knochen. Ueber seiner Seele schwebt Heiterkeit; es jappelt manchmal ein klein wenig mit dem Kingelwogenschlingel, blinzelt mit beruhigter Dämlichkeit mit den stumpfen kleinen Augen und ist eine liebliche Verkörperung seines Namens.

Ich ärgere mich über sein wenig stimmungsvolles Benehmen und betrachte es mit Mitleid. Aber ich erwachte es über mich, nach einigen Augenblicken das Schöpn nur mit einigen zoologischen Begriffen in nähere Verbindung zu setzen, was dem Vieh scheinend gleichgültig bleibt, und trete in das Haus.

Das Wohnzimmer ist bescheiden möblirt. Ein selbstgemachter Taffel- und Teller-Schrank; Tisch und Sofa samt eigener Arbeit. An den Wänden einige Kleidungsstücke, Korbweber, eine Uhr, ein Taschenbarometer und Straußenhäute. Um den brennenden Ofen verwickelte Stühle.

Es ist behaglich warm. Im Lehmfuß sit Arthur Baaner, eine englische Zeitung lesend. Er ist der Sohn des abwesenden Hausherrn. Seine Camptracht ist für Europäer merkwürdig. Wellene Unterkleider, Weste, schwarze, reifhalsgefütterte Lederjacke, riefelhafte, unfaßliche Lederstiefel, die ihm fast das ganze Bein bedecken. Er ist ein einfacher, aber ganz geleiteter, zarter Kerl von neunzehn Jahren. Wie fast jeder hier zu Lande, ist er in seiner Arbeit ein ganzer Mann, und was in diesem Remontrirlande fast wunderbar ist, von bescheidenem Wesen. Seine Mutter, eine stark Frau, ist eine ausgezeichnete tüchtige Ministerin des Innern, die ihre beiden Executiv-Beamten, die netten Töchter des Hauses, vorzüglich gelehrt hat. Die eine der jungen Damen hat das Reffert des Gartenbaus und der Milchwirthschaft, und die andere das Referrat über Volksernährung und Wohnungs-Hygiene übernommen. So ist der kleine Staat auch in Abwesenheit des obersten Leiters auf's Beste verwaltert.

Aber trotz Feuer und einer Unmenge Zigarillos, die ich in maschinenartigen Thätigkeit verbrauchte, konnte ich die Ruhe nicht lange ertragen, und als nach dem Frühstück der Himmel etwas weniger gleichmäßig grau aussah, sattelten wir, Arturo und ich, die Pferde, um einen kleinen Rit zu machen.

Am Hause, zu beiden Seiten des Baues, sind die ersten Gebölge. Von hier bis zum Umland dehnen sich weite Pampas. Das sind langgestreckte, wasserige Thäler mit grünem, saftigem Gras. Die Pampa dagegen hat kein dicktes Gras. Sie ist mit seltem Büschelgras bedekt, zwischen welches an vielen Stellen Komorillas sich eingesenkt haben, graugrüne Gewächse von 1 bis 2 Fuß Höhe mit famillienartigen weichen Blüthen, die man Margaritara nennt.

Wie eine gelbe Dede zieht sich die Pampa hügelau, hügelab. Ein einwüthiges Bild. Man mach unterbrochen von grünen Kalofotabüschen, die bald eng zu Heden geschloßen, bald einzeln stehend, ihre immergrünen stacheligen Zweige mit den blauen Beeren drohend ausbreiten. Es ist unangenehm, auf der Jagd durch die wechsellagigen Gewächse reiten zu müssen; von allen Seiten pfeifen die nadelartigen Spigen durch die Kleider, und es ist föhlich, die be-

kümmerten Gesichter der Pferde zu sehen, wenn sie sich widerwillig durch die Stachelheden wunden.

Verzweigt stehen Gruppen der patagonischen Bueche, „roble“; sie schließen sich bald enger zusammen, und wir nähern uns dem Walde.

Die gedrängte Baummasse streckt sich meilenweit. Sie senket Spigen, Zeden in die Ebene; sie dehnt sich wie in Furcht, sich weiter in die Pampa zu wagen. Nur weiße neugierige kleine Bäume drängen sich vor, um in die Ferne zu lauschen. Wie Borposten stehen unbeweglich vorgeschobene Gruppen. Und das Gros der Waldbäume drückt sich ängstlich zu einem unordentlichen Riesenhaufen zusammen. Zuweilen eine Sammlang kräftiger hoher Gestalten, die in trockner Kampfesfreude die buschigen Häupter himmelan reden. Aber zumeist sind es gebeugte Krüppelkörper; Regen und Wind, fährliches Leben und mühseliger Daseinstampf haben Kuzeln und Furchen aufgedrückt; macht alte, nicht vernarbte Wunde schmerzt und preßt die ehemals starken Glieder zum Boden.

Und in ihrer Mitte wahren sie die Pflanz, die von der Last der Jahre besiegt, ein dumpfes Dasein ohne Sonne, in lichtloser Trauer dahinleben. Zur Erde gebauert an die Seite der modernen Todten erwarten auch sie ihre letzte Stunde.

Eine fahle, graugrüne Farbe lagert auf dem Bilde und darüber der ewig bewölkte graue Himmel, durch den an einzelnen Stellen ein unangenehmes gelbliches Licht schimmert, wie teufliches Frostlöden über das herannahende Ende dieser ungenügenden Umwelt.

So erwartet in furchterlicher Verzweiflung der Riesenwald seinen mächtigen Feind, dem er nicht entrinnen kann — das Feuer.

Waldvielleicht wird auf einer kleinen Waldböschung der erste seine weithliche Streifen Rauch emportreiben. Langsam greift es um sich. Einige günstige Tage, ein günstiger Wind, und es ist das — das Ende. Stamm auf Stamm, Gras und Kraut, Gehüß und Kalafata, Alles dörret, ersticht, lödet der schwarze Rauch, die lobende Flamme. Für Reiten in der Kunde ist die Rauchfäule sichtbar. Das Feuer geht nach Belieben mit und gegen den Wind; es geht ohne Eile. Aber nach einigen Monaten hinterläßt es einen großen Leichenhof. Die Bäume stehen noch, aber sie sind ins Mart getrossen, und häufig dauert es Jahre, bis die ausgebrannte Erde nutzbares Gras giebt.

Ich bin einst durch einen brennenden Wald geritten. Der Jäger und Naturfreund macht es unbeschreiblich traurig, solch planlose Wästen mit anzusehen. Das ohnehin spärliche Wild verkommt im Feuer oder flücht in die Ferne; unzählige Vögel verderben und eine ganze Landschaft wird verödet ohne Ruhen. Denn Jahrzehnte wird es dauern, und jehtmal muß gekramt werden, ehe nur Aussicht ist, Schafe auf den Boden setzen zu können.

Eine Ausnahme bilden natürlich solche Strecken, wo mehr einzeln stehende Bäume, kleine Gebüße oder Kalafatabüsche der Schafzucht hinderlich sind.

Arturo kloppt mir auf den Arm. Ich fahre auf.

„Sehen Sie die Strauße dort?“  
Richtig; eins, zwei, drei ... wahrhaftig, sieben Stück! Hastig löse ich den Mauser-Revolver. Ich springe vom Pferd, setze die Pistole zum Karabiner zusammen ... Ja, zu spät! Dort gehen sie hin! Ich mache mir die Privatfreude, auf dreihundert Meter mal hinzukalten — natürlich vorbei! Sie laufen nur noch schneller, mit den Weinen schlängelnd und den Hals nach vorn und hinten neigend.

„Wieer steige ich auf.“ „Kann man denn Straußenfedern jeht gar nicht mehr verwenden?“ frane ich Arturo.  
„Nein“, sagt der, „das Fund bezahlen die Händler in Punta Arenas mit fünfzig Cent. Da lohnt sich nicht.“

Er sieht halt keine afrikanischen. Und die Federn sind ziemlich grob, nicht gefräuselt. Straußenbraten ist etwas Delikates und das Straußenfedern, das fast flüssig bleibt, habe ich mit großem Erfolg statt Öl zum Salat verwendet. Man jagt die Vögel mit Windhunden, da sie zu gut äugen und vernehmen, als daß man anschleichen könne.

Wir ritten weiter. Hier und da ein Schaffstall, Felge des heimathlichen Lebens einig Fische oder eines der seltenen Vögel.

„Wir wollen etwas galoppiren“, meint mein Reiter.  
„Los also!“ Aber plöglich ein Geräusch, hundertmal stärker, als gebraunter Kaffee! Arturo kloppt.

„Seken Sie mal, Doktor!“ schreit er, „eine Masse Ginguas, Caramba!“

Hallo! Ein Gewimmel von kleinen schwarzweißen getreifteln Leibern. Mehr weiß, fastige Schwänze sind drohend erhoben ... ein belaubender, fürchterlicher Gestalt! Die Pferde prüfen, bäumen, schlagen aus ... Arturo lödet wie toll und schreit Caramba ... endlich hatte ich meinen Gaul, ich kann zuhellen, bilde mich ... Da, ein feiner Dampf, ich fahre zurück, aber meine Stiefel, meine armen Stiefel!

„Arturo, fort!“ Wir laufen. Mir war wahrhaftig übel, ich mußte wieder anhalten.

Nein, was solch ein Stinktthier für einen mephitischen Geruch verbreiten kann! So erinnere mich eines Bilde eines Stinktthier mit erhobener Lunte; rings umher eine Familie Jaguare, die das Vieh mit achtungsvoller Reugier betrachten. So hatte das damals für übertrieben gehalten. Jetzt hatte ich den Geruch selbst in der Nase. Selbst

meine Stiefel rümpften die Nase! Sie meinten, sie wären es nicht gewohnt, parfümirt zu werden.

Jetzt mars aus mit Spazierreuten. Zum Galopp ging nach Hause. Selbst ein Fuchs, der sein schlaues Gesicht arinsah aus dem hohen Büschelgras hob, kam unbeschossen durch ...

Ans Haus durfte ich natürlich nicht. Ich zog draußen die Stiefel aus, die jeht eine Stunde in fließendes Wasser gehängt und dann die Nacht durch geräuchert wurden.

Und dabei sieht das Thier so „föh“, nachdenklich überlegend, sieht seinen Herrn freudlich an und wedelt mit dem Schwanz. Blöhhch aber erfährt es ihn wieder, er überschlägt sich, wälzt sich unbändig und stekt die Nase in oder unter alle nur erreichbaren Gegenstände. Dabei wagt der Hund wie über einen anten Witz beständig lachen. Er zuckt mit dem Körper und wedelt. Hat sich der Anfall gelegt, so kommt er zu seinem Herrn und rückt längere Zeit recht schlecht. Freilich, das Parfum acht auch schlechterdings über alle bestimmten Gerüche ...

Ich ging, um mich etwas auszubüßen und auszulüften, längere Zeit spazieren ...

Es fentte sich die kurze Dämmerung. Die Heindäume am Bach verloren ihre lebhaften Farben. Sie beginnen das Laub schon zu verfärben. Die kleinen feinen Blätter sind beim einen schon hellenweiße Blüthroth, beim andern rothgelb. Daquinschen leuchtet dunkles Grün und jede denkbare Mischung von grün mit gelb und grün mit roth.

Jetzt kämmerten die Farben langsam in einander über. Endlich verjanzanden sie ganz und aus dem allgemeinen, gleichartigen Dunkel schienen als hellere Streifen die gebückten, behnähig gebauerten hellgrauen Stämme mit dem zerfchliffenen Schwert, deren gefahrte Zweigspitzen sich scharf vom hellen Himmel abhoben.

Seitwärts lagen die fallen Humde. Vom Hünerstall tönte zorniges Gesepp eines unzufriedenen Huhns. Das veranigte Schwein hatte sein Nachtquartier aufgezucht und schnarchte laut und kräftig. Von dem Botero, der Pferdeweise, klang ein melodiöses Tönen der Glode, mit der die Leitstute den Pferdezug zusammenhält ...

Manchmal lode ein träumendes Weisden seine Gefährtin. Sonst herrschte tiefe, ermüdete Stille.

Kein Blatt reate sich; kein Lufthauch, strich über die schlafende Pampa.

Aber vom Himmel nieder und von der Erde drang ein kräftiger, scharf rindender Frost. Und seine leichte Kälte quiff sich in Forber und Seele des einjam Schreitenden ...

Morrachto.

Dr. med. Daniel Diehl.

Eine neue elektrische Lampe. Der Engländer Peter Spies von Charlton hat eine elektrische Glognenlampe erfunden, bei der die Kohlenstäben, die bekanntlich alle fünfzig Stunden erneuert werden müssen, in Wegfall kommen. Sie kann ein Jahr brennen, ohne daß sie nachgesehen zu werden braucht. Die Spiesche Lampe hat auch kein Ullwerst. In der luftleeren Kuppel befinden sich zwei L-förmige, mit Platin überzogene Arme aus Aluminium, die durch ein Pendel regulirt werden. Die Aluminium-Arme halten nach Ansicht des Erfinders ein Jahr.

Erdbeden in Sachten. — Unterwartele Ergebnisse haben die Untersuchungen gehabt, die Geheimrath Professor Dr. Credner in Leipzig über die in den letzten zwanzig Jahren vorgekommenen 35 fährlichen und insbesondere vogländischen Erdbeden angestellt hat. Diese Ergebnisse sind neben in den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht worden. Geheimrath Credner stellt fest, daß die Ausganspunkte der Erdbeden aus den Jahren 1878 — 1897 an Gebiete größerer tektonischer Strömungen gebunden und deshalb der Gruppe der tektonischen Weber beizuzählen sind, daß aber die eigenartige Gesteinsaufbau des betreffenden Gebiets dieses zwar für Erdbeden — Entstehung besonders empfänglich macht, die eigentliche Ursache der Erschütterung jedoch in andern Einwirkungen als den gebirggebenden Druck zu suchen sein dürfte. Dies wird durch wahrscheinlicher gemacht, daß die fährlichen und mit ihnen die vogländischen Erdbeden sowohl in ihrer Zahl wie in ihrer Stärke einer gewissen Periodicität unterworfen sind. Sie drängen sich nämlich in beiden Beziehe wie folgt zusammen: 1. auf den Winter erdbeben, deren Jahresabschnitt von September bis März, und zwar hauptächlich auf die Monate Oktober, November und Dezember; 2. auf den die Nacht einschließenden Tagesabschnitt von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens, und zwar namentlich auf die Zeit von Mitternacht bis früh 8 Uhr. Ueber die Ursache dieser Periodicität der bisher von ihm aufgezeichneten Erdbeden will Geheimrath Credner Vermuthungen zur noch nicht äußern.